

Georg Braulik OSB

Mit dem Volk Gottes die Bibel „lesen“

—Für Paul M. Zulehner—

Wie bin ich zum Lesen der Heiligen Schrift gekommen, und wie zum „Volk Gottes“ als dem theologischen Schlüssel, der mir den Zugang zur Bibel geöffnet hat? Sofort und zusammenfassend gesagt: Es war meine klösterliche Kommunität mit ihrem liturgischen Lebensrhythmus, der den Tag unter das Wort Gottes stellt – durch sie habe ich beides gefunden. Vor allem ihr regelmäßiges Hören, Lesen, Beten und Feiern des Gotteswortes samt seiner musikalischen Ausdeutung hat mir allmählich und von innen die Welt der Bibel erschlossen. Hier wurde der tradierte Text zur persönlichen Anrede und führte zum lebendigen Gespräch. Vieles ist mir auch exegetisch erst

über diese gemeinsame Praxis klar geworden. Es war also die christliche „Gemeinde“ in ihrem liturgischen Selbstvollzug – wie man das theologisch ausdrücken würde –, die mich allmählich in die Schrift eingeführt hat. Reflektiert habe ich die Texte erst nach den Erfahrungen, die ich mit ihnen an diesem besonderen Lernort gemacht hatte. Natürlich ist eine solche „Hermeneutik“ der Schrift, wie sie mir das monastische Leben in der Liturgie ermöglichte, nicht unbedingt an ein Kloster gebunden. Aber sie braucht Kirche, wo die biblische Geschichte Gottes mit seinem Volk vergegenwärtigt wird und wo man analoge Erfahrungen machen kann wie sie die Bibel beschreibt. Des-

halb könnte mein persönlicher Zugang zur Heiligen Schrift, den ich im Folgenden skizziere, doch auch für andere anregend sein. Es waren die Psalmen, durch die ich zur ganzen Bibel geleitet worden bin. Dass ihre gemeinsame Rezitation im Stundengebet als eine Art von „Schriftlektüre“ in alttestamentlicher Tradition steht, habe ich später über das Deuteronomium entdeckt.

Die Psalmen als Zugang zur Heiligen Schrift

Die Wiener Benediktinerabtei „Unserer lieben Frau zu den Schotten“, zu der ich gehöre, war wegen ihrer gepflegten lateinischen Liturgie bekannt. Psalmengesang und Schriftlesungen beanspruchten täglich mehrere Stunden und prägten den Tagesablauf. Denn nach der Benediktregel heißt „Liturgie“ faktisch Stundengebet – die Eucharistiefeier ist ihr zufolge für das Mönchskloster nicht charakteristisch. Das Stundengebet aber ist weitestgehend Hören, meditierend-betendes Rezitieren und Sich-Aneignen der Heiligen Schrift. Ihrem Verständnis dient auch der gregorianische Choral, in dem die Schriftauslegung der Kirchenväter ihre Klanggestalt gefunden hat. Vor allem dieses „Chorgebet“ hat mir die biblischen Texte und insbesondere die Psalmen nahegebracht. Weil sie wöchentlich wiederkehrten, schoben sie sich ins Gedächtnis und allmählich auch ins Herz hinein, ohne dass mir dieser Lernprozess zunächst bewusst gewesen wäre. Irgendwann konnte ich Teile der Schrift auswendig bzw. wusste sie inwendig. Da begriff ich, warum die Benediktregel verlangt, dass die Mönche die Psalmen auswendig lernen. So werden sie nicht aus objektiver Distanz gesprochen, sondern kommen als eigene Worte aus dem Herzen. Außerdem merkte ich, wie die glaubensstarke und erfahrungsgesättigte Psalmsprache auch mein privates Beten zu formen begann. „Liturgische Events“ hätten das kaum geschafft. Dazu kam schließlich, dass ich mir im Noviziat aus verschiedenen Kommentaren meinen eigenen Psalmenkommentar zusammenschrieb, ergänzt durch Stellen aus den „*Enarratio-*

nes in Psalmos“ Augustins. Auch er hatte durch die Psalmen, diese „kleine Bibel“, den Zugang zum Alten Testament gefunden; zugleich spiegeln seine Psalmenauslegungen die Biographie seines Glaubens. Was mir von meiner Beschäftigung mit den Psalmen neben historisch-literarischem und theologischem Wissen vor allem blieb, war ein Gefühl für ihren fast unerschöpflichen Reichtum, in dem man sein ganzes Leben unterbringen kann. Ansatzpunkte dafür, mich mit dem betenden Ich oder Wir der Psalmen zu identifizieren, waren insbesondere die Erfahrungen der Psalmisten und die Bilder, in denen sie sich äußerten. Das geschah um so leichter, als sich mir einzelne Psalmverse bei verschiedensten Gelegenheiten unwillkürlich ins Bewußtsein drängten und mir dann geistlich deuteten, was mich innerlich bewegte. Schließlich waren die Psalmen ja als Formulare für einen aktualisierenden Gebrauch geschaffen worden. Man mußte sich also nur möglichst konkret in sie eintragen. Mehr noch: als Gedichte weckten die Psalmen geradezu, was in Geist und Herz lebte, und ließen es mit ihren Worten verschmelzen. Der kulturelle Abstand und die Formelhaftigkeit der Texte störten mich kaum. Und die so genannten schwierigen Psalmen rückten in ein anderes Licht, so bald man sie im Zusammenhang der ganzen Heiligen Schrift las. Zur ange deuteten intellektuellen und zur persönlichen Dimension kam nicht zuletzt noch die liturgische. Denn an Festtagen waren die Psalmen im Blick auf das gefeierte Mysterium ausgewählt und wollten von ihm her aktualisiert und gebetet werden.

Obwohl im Offizium der Benediktregel die Psalmen vorwiegend nach ihrer Reihenfolge im Psalter eingesetzt sind, achtete ich am Anfang kaum auf die Einbettung des einzelnen Psalms in den Psalmenkontext und in den aktuellen Zusammenhang einer Stundenliturgie. Denn die vielfältigen und auch intendierten Vernetzungen der Psalmen innerhalb des Psalters und die Theologie dieser Intertextualität waren damals schon seit langem aus dem Bewußtsein der Exegese verschwunden. Außerdem hatten wir angesichts der historisch-kritischen Bi-

belwissenschaft irgendwie das Gefühl, im Gottesdienst die Psalmen gegen ihre Ursprungintention beten zu müssen – und die glaubte man ja damals von der Formgeschichte her zu kennen und hielt sie für den letztnormierenden Maßstab. Dass der Sinn eines Textes nicht nur an der Aussageabsicht seines Verfassers oder späterer Redaktoren hängt, sondern letztlich erst im Prozeß des Hörens, Lesens und Nachsprechens im Kopf des Lesers bzw. der Lesegemeinschaft zustande kommt, war uns noch unbekannt. Eine Brücke zwischen Autorenaussage und Leserperspektive wurde nicht einmal anvisiert. Das leserorientierte Textverständnis, das auch die verschiedenen literarischen und situationsbedingten Kontexte, nicht zuletzt den liturgischen, eines einzelnen Lesers oder einer Gemeinde in die Auslegung einbezieht, wurde erst später reflektiert. Allerdings gab es die Brücke in der Praxis dann doch irgendwie, nämlich auf dem Umweg über eine traditionsverbrämte allegorische Deutung. Sie galt aufgrund der Väterexegese und der liturgischen Tradition als spirituelle Auslegung. Obwohl also entscheidende Hilfen der modernen Bibelwissenschaft noch fehlten, waren für mich Stundengebet und Eucharistiefeier und darin vor allem der Psalter als das „Meditationsgedächtnis“ des Volkes Gottes der wichtigste Ort der Vermittlung, des Verstehens und der Praxis der Heiligen Schrift.

„Schriftlesung“ mit dem Volk Gottes nach dem Deuteronomium

Natürlich ließen sich die Erfahrungen der eben skizzierten „Schriftlesung mit dem Volk Gottes“ innerhalb einer Mönchsgemeinde, auch wenn man, wie es bei mir der Fall war, inzwischen Fachexeget geworden war, nicht einfach in die Bibel zurückverfolgen, ganz abgesehen davon, dass der Psalter nicht, wie man oft sagte, das Gesangbuch des Jerusalemer Tempels war. Andererseits stellte es sich für mich und andere Bibelwissenschaftler im Laufe der letzten Jahrzehnte doch langsam heraus, dass der beschriebene Umgang mit den Psalmen keineswegs ohne biblische Basis

war. Wie und wo ich dessen gewahr wurde, will ich jetzt andeuten.

Es gibt bereits im Alten Testament Bestimmungen, die für ganz Israel und seine einzelnen Familien, sogar für den König, eine regelmäßige Lektüre, ein Vorlesen und Hören ebenso wie ein Rezitieren von „heiliger Schrift“ vorsehen, und das für den Einzelnen wie für das ganze Volk. Die ältesten Belege stehen im Buch Deuteronomium, das von Anfang an eine Art kanonischer Autorität besaß. Und mit dem Deuteronomium habe ich mich seit meinen ersten exegetischen Studien stets besonders beschäftigt. Die Bestimmungen des Deuteronomiums über das Lesen und das Vorsichhersagen der deuteronomischen Bundesurkunde, der „Weisung“, die heute in den Kapiteln 5–28 enthalten ist, stammen wahrscheinlich aus der späten Königszeit, dem 7. Jahrhundert vor Christus. Sie sind Teil seiner Theologie des Gottesvolkes, das dadurch Glauben lernt.

Dtn 31,9–13 berichtet, dass Mose die deuteronomische „Weisung“, die Tora, niederschrieb und den levitischen Priestern, den Trägern der Bundeslade, und den Ältesten Israels übergab. Sie sind nicht nur für die Aufbewahrung der Tora, sondern auch für ihre lehrende Vermittlung verantwortlich. Deshalb werden beide Personengruppen beauftragt, „die Männer und Frauen, Kinder und Greise, dazu die Fremden“ im Jerusalemer Tempel zu versammeln und ihnen die Tora feierlich vorzutragen. Der archetypische „Ort“, an dem ganz Israel zum ersten Mal zusammenkam, um Gottes Wort zu „hören“, war der „Tag der Versammlung“ am Gottesberg Horeb. An ihm wurde das zusammengerufene Volk als alttestamentliche Kirche konstituiert. Ihr hat Gott den Dekalog mitgeteilt und dann durch Mose im Land Moab die deuteronomischen Gesetze verpflichtend verkünden lassen. Sobald Israel in seinem Land wohnt, muß es sich in jedem siebten Jahr am Laubhüttenfest in diese Ursituation hineinbegeben, der es seine Bundesordnung und damit das Deuteronomium verdankt. Dabei verbindet sich das gemeinsame Torarezitieren mit der Liturgie zu einem festlichen Lernritual und

wird das Volk Gottes im kollektiven Bewußtsein als Gesellschaft des Herrn neu geboren. Die Anweisung Moses an die Priester und Ältesten zur Verlesung der Schrift lautet: *„In jedem siebten Jahr, in einer der Festzeiten des Brachjahres, beim Laubhüttenfest, wenn ganz Israel zusammenkommt, um an der Stätte, die der Herr auswählt, das Angesicht des Herrn, deines Gottes, zu schauen, sollst du diese Weisung vor ganz Israel laut vortragen. Versammle das Volk – die Männer und Frauen, Kinder und Greise, dazu die Fremden, die in deinen Stadtbereichen Wohnrecht haben –, damit sie zuhören und auswendig lernen und den Herrn, euren Gott, fürchten und darauf achten, dass sie alle Bestimmungen dieser Weisung halten. Vor allem ihre Kinder, die das alles noch nicht kennen, sollen zuhören und lernen, den Herrn, euren Gott, zu fürchten.“* Es ist das „Brachjahr“, in dem jedem Volksgenossen die Schulden erlassen werden (Dtn 15,1–3). So ist die ursprüngliche Egalität wieder da. Zugleich wird das Laubhüttenfest, das große Erntefest, gefeiert, an dem alle eingeladen sind, sieben Tage lang in Jerusalem zu essen, zu trinken und nur fröhlich zu sein (Dtn 16,13–15). Mitten in diesem Fest geschieht es dann: Die deuteronomische Tora, die Weisung Moses, wird vorgesprochen und von den versammelten Tausenden im Chor nachgesprochen. Das gemeinsame Hören und Wiederholen des Textes initiiert den elementaren Prozeß, Glauben zu lernen. Denn es erzeugt im Inneren „die Furcht des Herrn“, das heißt jenen faszinierenden Schauer, den Israel erstmals bei der Theophanie am Gottesberg Horeb erfahren hat. Im Übrigen ist die Gottesfurcht für das Deuteronomium nur die eine Seite der Gottesliebe. Zwischen dem Text und seiner Verwirklichung vermittelt also die Mystik. Nur durch sie erreicht das gemeinsame Sprechen sein praktisches Ziel – dass die „Schrift“, nämlich die deuteronomische Bundesurkunde, auch gelebt wird.

In dieser liturgischen Lesung und Rezitation der „Schrift“ mit dem ganzen Volk Gottes kulminierte, was die Einzelnen in ihren Familien täglich einübten. Diese familiäre Praxis wird sofort zu Beginn des Ur-

deuteronomiums und im unmittelbaren Anschluß an das „Grunddogma“, das Bekenntnis zum Herrn als dem einzigen Gott Israels, und die „Grundnorm“, das Gebot, ihn zu lieben, geregelt. Sie ist also von der gleichen grundlegenden Bedeutung. Sie zielt nicht auf die Ausbildung einer Elite, sondern wendet sich an ganz „Israel“, bezweckt also eine Kultur der Schriftkenntnis aller Generationen und beider Geschlechter. Die Orte des ständigen Rezitierens und der Präsenz des Textes machen es unmöglich, jemanden vom Hören und damit auch vom Sprechen auszuschließen. Dtn 6,4–9 redet deshalb jeden und jede an: *„Höre, Israel! Der Herr, unser Gott, ist einzig. Darum sollst du den Herrn, deinen Gott, lieben mit ganzem Herzen, mit ganzer Seele und mit ganzer Kraft. Diese Worte, auf die ich dich heute verpflichte, sollen auf deinem Herzen geschrieben stehen. Du sollst sie deinen Kindern wiederholen. Du sollst sie sprechen, wenn du zu Hause sitzt und wenn du auf der Straße gehst, wenn du dich schlafen legst und wenn du aufstehst. Du sollst sie als Zeichen um das Handgelenk binden. Sie sollen zum Schmuck auf deiner Stirn werden. Du sollst sie auf die Türpfosten deines Hauses und in deine Stadttore schreiben.“* Die Liebe, zu der das kollektive Du Israels aufgefordert wird, kommt aus dem Hören. Israel erfüllt sie zunächst und vor allem anderen, wenn es die „Worte“, nämlich die der deuteronomischen Bundesurkunde, rezitiert. Sie ist das Wunschbild Gottes von seiner Geliebten. Diese „Meditation“ im Sinn eines – wörtlich – „Vorsichersummens“ und der Aneignung des Wortes ist allgegenwärtig wie später das Psalmenaufsagen der ägyptischen Mönche beim Mattenflechten. Man rezitiert die „Schrift“ „beim Sitzen“ und „Gehen“, also in allen Lagen; „zu Hause“, im privaten Bereich, und „auf der Straße“, in der Öffentlichkeit, also überall; „beim Schlafengehen“ und „beim Aufstehen“, also immer. „Die Worte“ selbst sind „auf dem Herzen“ geschrieben – was heißt, dass man sie auswendig kann, – und sie werden als Bekenntnis wie Schmuck auch auf den Körper gebunden. Sie sind also stets persönlich zur Verfügung. Nicht zuletzt

sind sie für Familie und Gemeinde zur Erinnerung auf den Wandverputz neben den Türpfosten, also an der hellsten Stelle des Wohnraums, und in der Torhalle des Stadtors geschrieben. So werden sie ständig gehört, gefühlt, gesehen. Man bewegt sich in ihnen gewissermaßen mit allen Sinnen wie in einer Landschaft. Am Ende wird der Text sich selbst beim Atmen sprechen. Die praktische Folge ist, dass es bei der Aneignung der deuteronomischen Tora keinen Unterschied zwischen der öffentlichen und der privaten Sphäre gibt – wie es nach dem Deuteronomium weder eine öffentlich belanglose Privatreligion noch eine Staatsreligion ohne innere Anteilnahme geben darf. Die ganze Gesellschaft des Deuteronomiums ist um das öffentliche und private Rezitieren und Lernen des Gotteswortes herum konstruiert. Das ganze Lebensgeschehen wird von der „Schrift“ begleitet. Aus diesem Umgang mit dem Gotteswort folgert das Deuteronomium an späterer Stelle: *„Das Wort ist ganz nah bei dir, es ist in deinem Mund und in deinem Herzen, du kannst es halten“* (Dtn 30,14).

Wenn alle Israeliten immer und überall das Wort der Schrift im Mund führen sollen, dann auch derjenige, den das Deuteronomium als Musterisraeliten profiliert, nämlich der König. Dem deuteronomischen Königsgesetz (Dtn 17,14–20) zufolge soll er ein Zweitexemplar der Tora besitzen – die Urschrift ist im Besitz der Priester am Jerusalemer Tempel. Er soll diese Abschrift „mit sich führen“ und vor allem: *„Er soll in der Rolle laut lesen alle Tage seines Lebens“*. Diese tägliche Schriftlesung soll sich darin auswirken, dass der König *„lernt, den Herrn, seinen Gott, zu fürchten, auf alle Worte dieser Tora und dieser Gesetze zu achten, sie zu halten und sein Herz nicht über seine Brüder zu erheben“* (Dtn 17,19f). Zu der allen Israeliten aufgetragene Rezitation kommt hier mit der „Furcht Gottes“ noch ein besonderes Element hinzu. Obwohl das Motiv der Gottesfurcht in Dtn 6,6–9 fehlt, macht es an dieser Stelle doch deutlich, warum man das Wort Gottes beständig vor sich hin sprechen soll: um Glauben zu lernen, der den Gehorsam gegenüber dem gesellschaftlichen Willen Gottes und das

Leben in der geschwisterlichen Gesellschaft des Gottesvolkes erst möglich macht.

Die deuteronomischen Belege für die Tora rezitierenden Israeliten und ihren König haben – damit kehre ich zum ersten Teil meiner kleinen Betrachtung zurück – in den Psalter ausgestrahlt. Im Torapsalm 1, seinem hermeneutischen Schlüssel, heißt es nämlich in den Versen 1f vom Gerechten: *„Selig der Mensch, der nicht nach dem Rat der Frevler gegangen ist, der sich nicht auf den Weg der Sünder gestellt hat, der nicht auf der Bank der Spötter gesessen ist. Seine Lust: an der Tora des Herrn; seine Tora murmelt er Tag und Nacht.“* Die Verben „gehen“, „sich stellen“ und „sitzen“ sind aus den vier Verben in Dtn 6,7 „sitzen“, „gehen“, „schlafen“ und „aufstehen“ entwickelt worden. Dem Sprechen der Worte, „wenn man sich schlafen legt“ und „wenn man aufsteht“, entspricht sachlich die Wendung „Tag und Nacht“. Der Zusammenhang mit dem Königsgesetz könnte sich darin ausgewirkt haben, dass Psalm 1 vor den Königpsalm 2 gesetzt und durch Wortklammern mit ihm zu einer Einheit verbunden wurde. Die beiden Psalmen bilden jetzt das zweiteilige Tor zum Psalmenbuch, dem weitläufigen Garten des „Meditierens“, des „Murmels der Tora des Herrn“. Gottes Tora wurde in der Tora Moses, der Sozial- und Gesellschaftsordnung des Pentateuch, offenbart. Die jüdische Auslegung (Avoda Zarah 19a; Raschi) bezieht in dem Ausdruck „seine Tora“ das Possessivpronomen „seine“ auf David, den Psalmendichter, bzw. auf jeden Psalmenbeter. Er läßt sich so sehr von der Tora des Herrn ergreifen, dass sie ihm Herz und Mund öffnet und in ihm Meditationstexte über die Tora als „seine Tora“ hervorbringt – das Psalmenbuch. Die mosaische Tora und der Psalter entwerfen eine Welt, die zwar in der Geschichte Israels und der Kirche erfahrbar ist, für den Gerechten des ersten Psalms aber zunächst eine gesprochene Welt bildet. Über den Weg des Psalmenrezitierens soll sie in der Zukunft als reiche und gerechte Welt Gottes verwirklicht werden. Auch wer wie der Gerechte in Psalm 1 die Tora des Herrn, den Psalter, letztlich die Heilige Schrift, „liest“ – selbst wenn er das als Einzelner tut –, geht

mit dem Volk Gottes auf diese große Hoffnung einer „Zivilisation der Liebe“ zu.

Bereits das Deuteronomium kennt also verschiedene Techniken der Schriftlektüre. Gottes Wort wird vorgelesen, gehört, rezipiert. Das murmelnde Meditieren des Psalters ist die biblische Basis des monastischen Stundengebetes. Beides verschmilzt als eine

entscheidende und deutlich in der Bibel selbst begründete Weise des Einschwingens in die Heilige Schrift, das dem Volk Gottes eigen ist. Die Rede vom „Lesen“ der Bibel gewinnt dadurch einen neuen Sinn.

*Der Autor ist Alttestamentler
(Univ.-Prof. i. R.) und Benediktiner der
Schottenabtei in Wien*